

## **18 - Wer freiwillig kommt, darf auch freiwillig wieder gehen**

Da saß ich nun völlig aufgewühlt in *Ines* WG-Küche. Es war der Tag vor dem geplanten Clubopening, welches ich in meinem Kopf immer noch nicht aufgegeben hatte.

Aus heutiger Sicht völlig unrealistisch, aber kommen Sie einem manischen Menschen mal mit der Realität. Wenn es gut läuft, wird er Sie nur freundlich belächeln, wenn es schlecht läuft, wird er Sie verteufeln oder sogar wüst beschimpfen.

Exakt dieses Schicksal ereilte an diesem Abend meine so geliebte Freundin *Ines* und ihre Mitbewohnerin *Clarissa*. Ich spulte zur Höchstform auf, vergaß meine gute Erziehung und alles, was uns über die Jahre verband.

Ganz im Gegenteil, während *Ines* bemüht war, die Situation zu de-eskalieren wurde ich immer ungehaltener. Die Situation schaukelte sich dermaßen hoch, bis ich sie letztlich zutiefst beleidigte mit den Worten:

*„Du kleine Krankenschwester hast ja von nichts eine Ahnung - du willst doch nicht mir, einem erfolgreichen Gebietsverkaufsleiter und Nachtclubbesitzer ernsthaft das Leben und die Welt erklären wollen. Das ist ja geradezu grotesk und absurd.“*

In dem Moment dachte ich wohl: *„Schuster bleib bei Deinen Leisten“* - oder in diesem Fall: *„Krankenschwester bleib bei Deinem Verbandswechsel“*.

Wäre ich mal einfach bei meinem Verstand geblieben. Und bei einer gesunden Selbstwahrnehmung.

Doch genau die kommt einem manischen Menschen leider auf seiner Reise mit dem Raumschiff durch die Welt abhanden, genauso wie einem Geisterfahrer die Orientierung im Straßenverkehr.

Die Lage in der WG eskalierte von Minute zu Minute mehr und ich wage gar nicht zu ermessen, wie sehr ich Ines mit meinem Auftritt verletzt und erschüttert habe. Als ich Ines immer weiter beschimpfte wurde es Clarissa zu bunt und sie rief kurzerhand die Polizei.

Na, wunderbar. Da kamen sie nun herbeigeeilt, die Freunde und Helfer in der Not. Aber, wie schon in einigen Kapiteln zuvor angesprochen, war auch in dieser Situation mein Freund „die Rhetorik“ ganz auf meiner Seite. Ines und Clarissa trauten weder ihren Augen noch ihren Ohren, als ich den Polizisten vollkommen ruhig und sachlich die Situation erklärte und diese bat, die beiden übergeschnappten Damen dazu zu bewegen, meine Sachen und meinen Autoschlüssel - sprich mein Eigentum – herauszugeben. Es war wie ein Schalter, den ich umgelegt hatte und so gelang es mir erneut, die drohende Gefahr von mir abzuwenden und der Polizei zu verdeutlichen, dass ich genau dies nicht darstellte. Weder für mich selbst noch für irgendjemand anderen auf der Welt.

Die beiden Mädels konnten es zwar nicht fassen, fühlten sich gar im falschen Film oder warteten irgendwie auf die versteckte Kamera – schlussendlich blieb ihnen aber nichts anderes übrig, als sich dem Wort der selbst herbeigerufenen Polizisten zu beugen und meine Sachen aus der Wohnung herunter auf die Straße zu schleppen. Auch ihre Einwände, ich sei überhaupt nicht fahrtüchtig, schien die Beamten nicht zu interessieren. Zu gut hatte ich mich mal wieder verkauft. Nachdem ich meine Sachen im Auto verstaut hatte, startete ich den Wagen und fuhr von dannen. Weit kam ich allerdings nicht.

Die nächste Tankstelle nutzte ich zum Einkaufen und als Parkplatz. Selbst Autofahren war mir jetzt zu anstrengend, also winkte ich das nächst-

beste Taxi herbei. Warum auch selbst hinterm Steuer sitzen, wenn es doch überall jemanden gibt, der einen für Geld von A nach B fährt? Irgendwo hatte ich mal gelesen, der Unterschied zwischen arm und reich sei, dass man als Mensch mit Geld im Taxi weinen darf und nicht in der U-Bahn weinen muss. Zum Weinen hatte ich weder Lust noch Laune. Im Gegenteil: Ich nahm, wie immer in diesen Zeiten, hinten rechts Platz. Ja genau: Als ob mich ein Chauffeur durch die Gegend fahren würde. Aber diesen Spleen habe ich mir im Übrigen bewahrt, auch wenn es mir heutzutage nicht mehr um den Gedanken geht „es geschafft zu haben“. Ich bat also meinen Chauffeur, mich zu meiner Hamburger Stammkneipe auf die *Lange Reihe* n a c h *St. Georg* zu bringen und während wir durch die Hamburger Nacht fuhren und die Stadt an mir vorbeizog, schaute ich in meinen Geldbeutel und stellte fest, dass wir dringend noch an einem Geldautomaten halten müssten. Als ich meinen Wunsch, betont höflich, äußerte machte mein Taxifahrer direkt eine Vollbremsung, sprang aus seinem Wagen und ehe ich mich versah, war er auch schon an meiner Seitentür, öffnete diese, zog mich aus seinem Auto und schleuderte mich auf den blanken Asphalt der Straße. Ich verstand nur noch Bahnhof, doch bevor ich etwas sagen oder reagieren konnte war er schon wieder eingestiegen und davongefahren.

Ich lag auf dem kalten Asphalt, irgendwo mitten in Hamburg in einer eisigen Novembernacht, oder sollte ich besser sagen: Ich war förmlich in der Gosse angekommen. Ich rappelte mich auf und meine rechte Hüfte schmerzte – irgendwie musste ich mich verletzt haben, als ich drauf gefallen war. Ich krabbelte von der Straße und sah nach, was da los war. Das Ergebnis meiner Inspektion war eine große nässende Schürfwunde. Na wunderbar, das hatte mir ja gerade noch gefehlt. Ich zündete mir eine Zigarette an.

Ich glaube, es war in diesem Moment keine „rote Gauloises“, sondern „Prinz Denmark“. So hatte ich damals für eine kurze Zeit, der manischen Wahrnehmung geschuldet, in Hamburg auf diese Zigarettenmarke umgestellt. Ich fand es einfach schicker, das Wort „Prinz“ auf der Zigarettenpackung zu lesen, mal ganz davon abgesehen, dass die dänischen Männer zu den hübschesten der Welt gehören. Also war es in meiner manischen Wahrnehmung zwingend logisch, dass diese Zigarettenmarke besser zu mir passte als das französische Lebensgefühl, welches ich seit meinem achtzehnten Lebensjahr jeden Tag, mal mehr mal weniger, inhalierte.

Und während ich mit meinem dänischen Prinzen beruhigende Atemübungen machte, orientierte ich mich mit Hilfe meines iPhones, wo ich war und wie ich von dort in die Notaufnahme des UKE kommen würde. Schlussendlich machte ich mich zu Fuß auf den Weg dorthin. Endlich angekommen erklärte ich am Empfangstresen, was mir widerfahren war. Man bat mich Platz zu nehmen und zu warten, bis ein Arzt Zeit hätte mich zu versorgen.

Nun war das ja so eine Sache mit mir, der Geduld und der Manie - so einfach still und ruhig auf einem Stuhl zu sitzen war für mich nicht machbar. So wanderte ich ständig vom Wartebereich nach draußen in den Raucherbereich und zurück.

Ich weiß nicht wie viele dänische Prinzen ich in dieser Nacht getötet habe, aber was ich noch ganz genau weiß ist, dass ich nicht bereit war, die Drehtür in die Notaufnahme zu benutzen, sondern immer die Notfalltür daneben in Anspruch nahm. Das war auch ein immer weiter zunehmender Aspekt meiner Manie: Ich hatte eine Art Platzangst entwickelt. Ich konnte und wollte mich nicht in geschlossenen Räumen aufhalten. Je offener und heller eine Räumlichkeit war, desto besser gefiel sie mir in dieser Zeit. Und als ob das nicht schon alles auffällig genug gewesen wäre, meldete ich mich jedes Mal brav an- und ab. Kein Wunder, dass die Herrschaften am

Tresen mich rückbetrachtet mindestens für verhaltensauffällig gehalten haben müssen.

Eine junge Ärztin erlöste mich nach über einer Stunde und war gewillt, sich meiner Schürfwunde anzunehmen. Auf dem Weg zum Behandlungsraum zog ich mein Hemd ein Stück hoch drückte mit meinem Finger in die Schürfwunde hielt den Finger in die Luft und sagte: *„Ich muss dringend versorgt werden. Ich bin hochansteckend - denn ich bin hier im Hause Patient in der Infektiologie und habe vor wenigen Tagen erst meine HIV-Diagnose bekommen. Sechzehn Helferzellen gegen fünf Millionen Viren. Wenn ich das richtig verstanden habe, ist das also sehr, sehr infektiös und sollte daher schnell professionell verbunden werden.“*

Ich schilderte ihr dies so eindrücklich, da ich alles auf der Welt wollte, aber sicherlich niemals für die Infektion eines anderen Menschen an HIV verantwortlich sein.

Selbst kann ich natürlich schwer beurteilen, wie ich auf mein Gegenüber in diesem Augenblick gewirkt haben muss. Der Antrieb meines Handelns war mein Wille zum Überleben – unabhängig aller Widrigkeiten (Mutmaßungen und Prognosen). Meine Gedankenwelt wurde allerdings seit sechs Tagen ausschließlich von den Zahlen sechzehn und fünf beherrscht. Ein „kühler Kopf“ war schwierig zu bewahren in diesem Moment. Während wir also in Richtung Behandlungsraum gingen, sah ich beiläufig und zugleich zielgerichtet auf das Namensschild der Ärztin und traute meinen Augen kaum, als ich unter ihrem Namen das Wort „Psychiaterin“ las.

Nachdem sie meine Wunde professionell verbunden hatte, fragte ich betont höflich, warum ich denn bitte für das Verbinden einer Schürfwunde eine Stunde hatte warten müssen und man dann eine Psychiaterin geschickt habe? Sie war für den Bruchteil einer Sekunde perplex, denn sie hatte nicht mit meiner manischen Wahrnehmung und dem damit verbundenen Credo gerechnet: *„Wer lesen kann, ist klar im Vorteil“*.

Womit ich allerdings nicht gerechnet hatte, war der Umstand, dass ich nach der Behandlung nicht schon wieder Rauchen gehen durfte, denn sie war noch nicht fertig mit mir.

Aber anstatt einer Antwort auf meine Frage bekam ich nicht einen, sondern gleich zwei Männer vom Sicherheitsdienst des UKE zur Seite gestellt. Diese begleiteten mich dann auch zu meinem nächsten Rendezvous mit dem dänischen Prinzen an der frischen Luft.

Die beiden Sicherheitsleute wurde ich nicht wieder los. Auch wenn sie betont locker und lustig, ja fast kumpelhaft waren, kam mir das doch alles irgendwie spanisch vor. Irgendwann sagten sie mir, sie würden mich nun zum Haupteingang bringen. Mag sein, dass mein Hirn nicht mehr ganz rund lief, oder dass der *Synapsenfasching* immer wilder feierte in meinem Kopf, doch um Zusammenhänge wahrzunehmen reichte es noch. So kamen wir vor einem Gebäude an, das definitiv nicht wie der Haupteingang aussah. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen und ich sagte zu den beiden Security-Männern, die mich links und rechts eingehakt hatten:

*„So, meine Herren: Pfoten weg! Mir ist durchaus bewusst, wo ich hier bin. Und im Vollbesitz meiner geistigen Fähigkeiten gehe ich, Diplomjurist Torsten Poggenpohl, nun durch diese Tür, und zwar freiwillig, wohlwissend nun die geschlossene Abteilung der Psychiatrie des Universitätsklinikums Hamburg Eppendorf zu betreten. Aber wer freiwillig kommt, darf auch freiwillig wieder gehen.“*

Ja, so dachte ich in dem Moment. Womit ich Recht hatte, war die Tatsache, dass sich hinter der Tür, die ich durchschritt, die geschlossene Abteilung der Psychiatrie befand. Das „freiwillig wieder gehen“ ist eine ganz andere Geschichte.

Herzlich willkommen in der Klapse!

